

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 30.

Posen, den 7. Februar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Dancker Verlag, Berlin W. 62, Keltstr. 8.

## Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

17. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Zur Polizei? Was haben denn die Herrschaften mit der Polizei zu schaffen?“ Bransen kämpfte gegen den Frost an, der ihn lähmte.

„Ja, das weiß ich nicht!“

„Das wissen Sie nicht? Wissen Sie es nicht doch? Signore, handelt es sich etwa um einen Mord?“

Der Führer sah ihn starr an. In seiner Einfalt begann er zu zittern und sein gelbes, vertrocknetes Gesicht vibrierte. „Um einen Mord, Signore?“ krächzte er voller Angst und Neugier.

Bransen, zu Tode erschrocken über seine eigenen Worte, noch blässer als zuvor, stammelte: „Ich rede Unsinn. Nehmen Sie es nicht ernst. Ich glaube, es handelt sich nur um einen Diebstahl.“

„Ja, ein Diebstahl,“ lachte der Alte. „Es wird wohl ein Diebstahl gewesen sein. Ich lebe siebzig Jahre in Chioggia, aber ein Mord ist hier niemals geschehen.“

Im Hafen legte ein neuer Dampfer an. Der Führer sah zu Bransen, als wenn er noch etwas sagen wollte; er zuckte die Schultern und legte wie gewöhnlich zwei Finger an die Mütze, um dann zur Anlegestelle zu humpeln. Bransen sah ihn später mit zwei dünnen Engländerinnen in das Innere der Stadt gehen.

Er gab seinen Posten nicht auf, er stand hinter Bäumen, hinter Türen und starrte auf das Portal des Hotels und beobachtete jeden, der kam oder ging. Er flog für eine Sekunde in eine Schenke und stürzte drei Gläser Arrak hinunter; der Alkohol übte jedoch keine Wirkung auf ihn aus. Er sah einen Mann kommen, den er schon mehrfach gesehen hatte; dieser Mann betrat das Hotel. Es ist einer von der Polizei, dachte Bransen, und er taumelte zurück, als nach einer Weile Herr und Frau von Janotta in Begleitung eben dieses Mannes auf die Straße traten.

Die beiden Männer sprachen erregt aufeinander ein, ohne sich vom Fled zu rühren. Herr von Janotta verabschiedete sich von seiner Frau und ging mit dem Herrn schnell in die Stadt hinein, während sie zurückblieb und sich in den Hotelgarten setzte.

Wieder hatte Bransen eine untrügliche Ahnung. So wahr es war, daß der Mann, den er gesehen hatte, ein Polizeibeamter war, so wahr war es, daß er nun in die Wohnung Herolders ging, um ihn, Bransen, zu entlarven und zu verhaften. Er sah die beiden Männer um eine Ecke biegen. Unschlüssig, ob er hier bleiben oder ihnen folgen sollte, tat er keins von beiden; in einer unnatürlichen Ruhe ging er auf die Anlegestelle zu, löste sich ein Billett nach Venedig und bestieg den Dampfer.

Doch die Ruhe hielt nicht an. Tausend verzweifelte Fragen marterten ihn. Er hatte keine Papiere bei sich. Er hatte kein Geld bei sich. Er fuhr in sein Verderben. Er stürzte besessen zurück und zerriß sein Billett. Begierig schaute er nach rechts und nach links und richtete

mit Anstrengung seine Blicke auf Frau von Janotta. Sie saß vor einer Tasse Tee, ohne zu trinken.

Er fand ein quälendes Vergnügen daran, Frau von Janotta zu betrachten. „Warum trinkt sie um alles in der Welt ihren Tee nicht,“ dachte er und erinnerte sich, wie er in der Hotelhalle in Venedig mit ihr zusammen Tee aus wunderschönen, dünnen Schalen getrunken hatte.

Sobald er das gedacht hatte, erstarrte sein Herz wieder zu Eis. Die Frau, die dort saß, Nester oder Liane, es war nicht zu unterscheiden, lockte ihn wie Licht in großer Finsternis. Blind und weitausschreitend, angetrieben von einer unglückseligen Verblendung, schritt er an ihren Tisch und blieb vor Frau von Janotta stehen.

Sie hob den Blick und sah ihn sekundenlang an. Sie sah auf seine nackte Brust, auf seine nackten Arme, auf seinen nackten Schädel. Sie sah einen braungebrannten tätowierten Mann vor sich, nichts weiter. Da sah sie in seine Augen.

„Wissen Sie, wer ich bin?“ flüsterte er.

„Wissen Sie denn nicht, daß Sie verloren sind?“ fragte sie entsetzt.

„Ich weiß es,“ erwiderte Bransen mit heiserer Stimme. „Ich weiß, daß Sie gekommen sind, um mich zu suchen. Hier bin ich. Machen Sie, was Sie wollen. Lassen Sie mich verhaften.“ Er blickte sie mit einem trüben Lächeln an.

„Nein,“ flüsterte sie. „Ich habe Sie nicht gesucht. Gehen Sie! Fliehen Sie!“

„Fliehen?“ Er lachte. „Wohin sollte ich fliehen?“

„Ich darf nicht mit Ihnen sprechen. Fort! Fort!“ Sie streckte flehend die Arme aus.

„Ich gehe nicht,“ erwiderte er, angewurzelt, betäubt. War es nicht Nester, die zu ihm sprach?

„Was wollen Sie noch?“

„Eine Frage, Sie müssen mir eine Frage beantworten,“ brachte er hervor.

Sie schüttelte den Kopf. „Mein Mann kann Sie überraschen.“

„So kommen Sie!“ Er griff sie am Handgelenk und zog sie abwärts. Er entdeckte in ihren Augen einen Blick — und dieser Blick gab ihm Mut. „Fürchten Sie sich, mit mir in den Wald zu gehen?“ Er wartete nicht auf Antwort, er ließ ihre Hand nicht los und verschwand mit ihr zwischen den Riesen des blauen Gehölzes.

Bransen hielt an. „Ich will Sie fragen, Frau von Janotta, warum Sie mich nicht verhaften lassen?“

„Warum ich Sie nicht verhaften lasse?“ rief sie, und ihre Augen, die bis dahin voll Tränen gestanden hatten, blickten auf. „Weil ich Sie für keinen Verbrecher halte! Ich will nicht, daß Sie wie ein Tier eingefangen werden! Sie haben meine Schwester getötet, aber Sie haben Sie aus Liebe getötet, ja!“ Sie fügte leise hinzu: „Ich lasse Sie nicht verhaften, weil ich von Ihnen erwarte, daß Sie als Ehrenmann handeln. Gehen Sie! Stellen Sie sich selbst der Polizei!“

„Und wenn ich es nicht tue, Frau von Janotta?“

„Dann sind Sie wirklich ein Verbrecher, und ich



habe kein Mitleid mit Ihnen. Glauben Sie nicht, daß ich schwach bin. Täuschen Sie sich nicht in mir! Wenn Sie nicht handeln können, gut, dann schweige ich nicht, dann sind Sie verloren!"

Er schaute sie voll Schmerz an. Er wollte sprechen. „Schweigen Sie, schweigen Sie!" rief Diane. „Sie sollen stumm sein! Sagen Sie nur, daß Sie zur Polizei gehen wollen!"

„Ich kann es nicht," erwiderte er dumpf. „Ich will nicht selbst den Stab über mich brechen. Ich muß leben, nicht meinetwegen, gewiß nicht! Ich habe eine Arbeit zu vollenden. Ich muß so lange leben, bis mein Werk vollendet ist. Vielleicht habe ich der Welt doch noch etwas zu sagen und habe es vorhin zu eilig gehabt, mich Ihnen zu zeigen!" Er blickte bestürzt um sich, als wenn er eben jetzt seine Situation begriffe. „Wie konnte mir sowas nur in den Sinn kommen!"

„Es ist Ihnen in den Sinn gekommen," sagte Diane mit klarer Stimme. „Sie haben den Mut gehabt, sich mir zu stellen, tun Sie nun das übrige." Sie nahm seine Hand und sah ihm tief in die Augen. „Und glauben Sie mir das, wenn Sie diesen Mut haben, dann werde ich oft an Sie denken."

Diane forschte in seinem Gesicht; sie sah, daß seine Antwort ein hochmütiges Lächeln war, ein Lächeln von kurzer Dauer. Sie sah, daß seine Brauen sich zusammenzogen und wie ein einziger Strich erschienen. Hätte sie nur in der Eisenbahn geahnt, was diesen Mann nach Venedig führte, sie hätte ihn schützen können, ja, sie hätte ihn geküßt. Sie hätte mit einem Blick ihrer warmen blauen Augen seinen überschäumenden Zorn gemäßiget, mit einem Händedruck ihn besonnen gemacht. Jetzt war alles verloren.

Bransen reckte sich auf. „Ist Ihr Mann," fragte er, „schon auf dem Weg zu mir?"

„Nein, er rechnet nicht damit, Sie hier zu finden."

„Wer war der andere Herr?" fragte er weiter.

„Der Direktor einer Spizengabrik."

Bransen sagte: „Wie lange geben Sie mir Zeit, Frau von Janotta?"

„Wir fahren morgen zurück," antwortete Diane.

„Bis morgen gebe ich Ihnen Zeit."

„Bis dahin schweigen Sie?"

„Ich schweige bis zum letzten Augenblick, aber wenn Sie sich bis dahin nicht gestellt haben, so werde ich sprechen." Sie reichte ihm die Hand.

Dann eilte er zu Herolder. Er sagte ihm alles.

Der Fischer starrte ihn an, als sähe er sein Lebenswerk vernichtet. Seine Augen wurden so groß und edig, daß die Lider verschwanden. Ueber sein großes hartes Gesicht ging ein Zucken. Sein Mund, seine Nase, seine Ohren schwellen förmlich an. Er legte die Pfeife weg, nahm sie sofort wieder auf, klopfte sie aus und stopfte sie von neuem. Er verschwand in einer dicken Rauchwolke, und mitten in ihr tauchte sein Gesicht wieder auf, ein entschlossenes, hartes Gesicht, das nichts von Gebeten wissen wollte.

„Besteht die Notwendigkeit, daß ich mich stelle?" fragte Bransen.

Herolder kloßte ihn an. Er hatte ein schweres Buch in der Hand und hätte es fast dem Freund an den Kopf geschleudert. „Sagtest du mir nicht, daß du nach eigenen Gelesen handeln wolltest?"

„Ja, das wollte ich."

Herolder warf das Buch wütend zu Boden, um seiner Erregung Luft zu machen. „Sagtest du nicht, daß du unbedingt leben müßtest, um jeden Preis?"

„Ja, das habe ich gesagt."

Herolder lachte höhnisch auf und schritt auf Bransen zu; er packte ihn an den Schultern. Der große Bransen sah neben der noch größeren Statur des Fischers klein und schwächling aus. „Du bist eine Memme, mein Junge, du bist ein Weib! Ich habe ein Bündnis gegen die Weltordnung mit dir geschlossen, nicht für sie! Du,

der unbedingt leben muß, verzagt! Dann gehe zur Polizei! Dann habe ich dir nichts mehr zu sagen!"

Nun aber wuchs Bransen über den Fischer hinaus, er brach in ein schallendes Gelächter aus, daß die Wände der Kajüte dröhnten. Dabei hielt er gleichfalls die Schultern des Freundes gepackt und schüttelte sie; er lachte so unsinnig, daß Herolder verstummte und ihn starr ansah.

„Bist du von Sinnen?"

„Nein, ganz bei Sinnen, mein Wort darauf!"

Herold wurde puterrot. Sein bider Nacken schwell an. Das furchtbare Lachen Bransens ging ihm ins Blut.

„Wenn ich mich stelle," rief Bransen, „so bist du auch verloren. Wie kannst du glauben, daß ich verzagen werde? Ich kämpfe für mich bis zum letzten Atemzug!"

„Und Frau von Janotta?" zischte Herolder und hob die schweren Lider.

Bransen wurde weiß bis in die Lippen und starrte in Herolders Augen. Diese Augen blendeten vor Hohn. Da pochte Bransen mit den Knöcheln auf den Tisch, daß es prasselte. „Verlange jetzt keine Erklärungen von mir, Herolder! Ich werde mich nicht stellen und damit basta!"

Herolder zog ihn auf den Stuhl hinunter. „Und wenn sie spricht?"

„So soll sie sprechen! Bis sie spricht, bin ich über alle Berge!"

Sie gingen mitten in der Nacht. Ihre Schritte klapperten in der Dunkelheit der Gasse. Sie kamen an Kasaellas Haus vorbei. Bransen blieb einen Augenblick stehen; er glaubte, daß in ihren Fenstern Licht sei; er glaubte sogar, ihren Schatten zu sehen. Bransen schritt weiter; ohne Abschied, es mußte sein. Da hörte er, wie ein Fenster geöffnet wurde; er sah sich aber nicht um. „Don!" rief Kasaellas Stimme. Herolder nahm den Freund unter den Arm; sie beschleunigten die Schritte. Nach einer Weile hörten sie, daß jemand hinter ihnen ging; Bransen wußte, daß es Kasaella war.

Als Bransen zum letzten Male mit dem Fischer das Boot bestieg, in dem er so oft aufs Meer gefahren war, da warf er einen kummervollen, gepeinigten Blick auf die Stadt, die ihm lieb geworden war. Wie ein Füllen tänzelte das Boot über die Wellen. Die Lichter wurden matter. Am Ufer aber stand ein Schatten, und über das Wasser zog ein langer, furchtsamer Ruf: „Don!" Es war Kasaella, die nach ihm rief. —

Die Fahrt nach Triest war stürmisch; krank, niedergeschlagen, erschöpft kam Bransen an. Herolder mietete ihm in einem kleinen Gasthof ein Zimmer; hier sollte Bransen bleiben, bis er ihm Nachricht gab. Wenn alles gut ging, so konnte Bransen in einer Woche nach Oesterreich reisen.

Herolder fuhr am selben Tag zurück. Ein kurzer Abschied zwischen den beiden Männern. Ein Händedruck. Sie schluchzten wie Mädchen, die aus dem Elternhaus gehen. Die unrasierten Backen Herolders waren aufgeweicht von Tränen.

„Halte dich zusammen, mein Junge, und bleib' dir treu!"

„Grüße Kasaella," flüsterte Bransen.

„Ich werde alle von dir grüßen und werde allen sagen, daß du wiederkommst."

„Ich werde wiederkommen!"

„Gott sei mit dir!"

Herolder hielt noch ein paar Augenblicke die Hand des Freundes und ließ sie dann sinken. Er nahm eine finstere Miene an, um nicht zu heulen. Mit finsternen Augen grüßte er ihn zum letzten Male. Er stapfte schwerfällig wie ein Bär zum Boot. Er sah sich nicht mehr um.

Bransen ging sofort auf sein Zimmer und legte sich ins Bett, obwohl es Tag war. Er hatte nur das Bedürfnis zu schlafen. Alles, was er an Werten bei sich trug, legte er unter das Kopfkissen. Das war ein gutgefüllter Geldbeutel, den ihm Herolder mit auf den Weg



gegeben hatte, sein Paß und die Schlüssel zu seiner Wiener Wohnung. In dem Moment, wo er lag, war seine ganze Müdigkeit verschwunden.

Nach drei Tagen kam der erwartete Brief Herolders. Er enthielt nur wenige Zeilen: daß Herr und Frau von Janotta während seiner Abwesenheit abgereist seien, daß keine Anzeige erfolgt sei, und daß Frau von Janotta geschwiegen haben müsse.

Am Abend schrieb Bransen eine Reihe von Briefen, an Herolder, an Crivelli, an Bissolo, an Razaella. Er schrieb, daß er nun wieder aufs Schiff müsse, um eine weite Reise anzutreten, er hoffe, diese Reise gut zu überstehen. Er schrieb Razaella, daß er wiederkommen würde, und dankte allen für die treue Freundschaft.

Am anderen Tag fuhr Bransen in das Leben zurück, das er vor fünf Monaten verlassen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Grube:

## Die seltsame Frau.

Sie war noch eine von alter Art.  
die Lippen spröde, die Hände hart,  
der Rücken geneigt, die Schultern schmal,  
der Hals und die Wangen hager und fahl:  
Aber drinnen das Herz, das Herz —  
strahlend wie Sonne auf Erz!

Sie wußte nicht viel von der weiten Welt,  
war eng zwischen Wollen und Sollen gestellt;  
an Kammer und Küche, an Schrank und Truß  
sah ich gebunden sie immerzu:  
Sie hatte der Kinder zehn —  
wie konnte sie müßig gehn!

Zawohl, sie hatte der Kinder zehn!  
Ich weiß, solche Frau wird heut' keiner verstehn. —  
Doch hört, wie verständlich sie sich benahm,  
als endlich der schreckliche Tod zu ihr kam:  
Sie lächelt auf Tochter und Sohn —  
und scheidet wie frühlich davon!

(Mit besonderer Genehmigung des Romantik-Verlages Berlin, dem Buche „Vom Meeresstrand“ von Heinrich Grube, entnommen.)

## Wer eignet sich zum Flieger?

Von Dozent Dr. R. W. Schulte

Leiter der Psychotechnischen Hauptprüfstelle für Sport und Berufsstunde, Berlin.

Für den Beruf des Fliegers taugt nur ausgesuchtes Material; er, der bei aller zunehmenden Sicherheit des Flugbetriebes doch immer Herr des Gelingens oder Versagens ist, wird stets durch Situationen gegangen ist, wo der Tod an seine Schulter rührte und wo er doch mit herrischer Gebärde und eiserner Stirn handeln mußte — er muß stets gegen alle Zwischenfälle gewappnet sein, wie darf er die Herrschaft über sich und seine Maschine verlieren. — Genaue Unfallstatistiken des Flugwesens erweisen, daß man zwischen „objektiven“, äußeren, „subjektiven“, in der Persönlichkeit des Fliegereingeführers gelegenen Ursachen unterscheiden muß. Trotz widrigster äußerer Schwierigkeiten hat es in Krieg und Frieden doch immer hervorragende Talblütige und geistig gegenwärtige Flieger gegeben, die, bei schweren Vergaserbränden, mit in Brand geschossener Maschine, ja sogar nach „Abmontieren“, das heißt Abbrechen eines Tragwerks in der Luft, glücklich landen. Anfänger und ungeschulte Flieger sind allzusehr geneigt, die Bedeutung von Außen Umständen zu überschätzen, während der erfahrene Schulleiter mit Recht immer wieder auf die Bedeutung der Eigenschaften des Fliegers selbst hinweist und Entschuldigungen nur bis zu einem gewissen Grade gelten läßt.

Deshalb muß jeder Flieger, besonders aber der eine hohe Verantwortung tragende Verkehrsflieger, durch strenge Prüfungen und Schulungen gehen, ehe er endgültig zugelassen wird. Die Beurteilung seiner Tauglichkeit spielt seit dem Kriege eine große Rolle.

Franzosen, Amerikaner, Deutsche, dann wohl fast alle Armeen haben in zum Teil groß angelegten Prüfungen zuerst ihre Fliegereingeführer, dann auch die Beobachter, untersucht; es ist ja bekannt, daß davon die moderne Berufsfliegerprüfung ihren Ausgang genommen hat. Die Amerikaner gingen sogar so weit, im Experiment ihre Fliegereingeführer bei künstlich markierten Nervenkurven zu untersuchen. Vielfach ist die Widerstandsfähigkeit der Atmungsorgane gegen das Fliegen in großen Höhen mit Hilfe pneumatischer Kammer bestimmt worden, in denen Luftverdünnungen erzeugt werden, wie sie in Höhe von etwa 4000 Metern (der kritischen Grenze) ab vorkommen. In Deutschland

wurden vornehmlich Gleichgewichtsinnenprüfungen experimenteller Art vorgenommen, bei denen die Prüflinge mit verbundenen Augen in nicht eben kaumwägen kippbare Schaufelstühle gesetzt wurden und stets die normale Horizontallage ihrer „Maschine“ durch einen Steuerknüppel wieder einzustellen hatten.

Die Eignungsprüfung für den Fliegereingeführer ist eine doppelte: wegen der hohen Anforderungen sowohl an die Gesundheit der körperlichen Organe wie dann auch besonders an die geistige Widerstandsfähigkeit und Tatbereitschaft müssen Arzt und Psychologe zusammen arbeiten. Während der ärztliche Begutachtung der fliegerischen Tauglichkeit auf jeden Fall unerlässlich und im Kriege und heute wieder verstärkt behördlich vorgeschrieben, das negative Ausleseverfahren darstellt, das alle auch nur irgendwie nicht vollkommen Geeigneten ausschleibt und jeden Bewerber im wahrsten Sinne des Wortes bis „auf Herz und Nieren“ prüft, hat die psychotechnische Eignungsprüfung die Aufgabe, die positive Veranlagung in bezug auf die nervösen, seelischen und geistigen Fähigkeiten, die zum Fliegen in gleichem Maße wie körperliche Gesundheit erforderlich sind, festzustellen. — Betrachten wir zunächst die Anforderungen an die Sinnestätigkeit des Fliegers, also an die Zurechtlässigkeit der Organe, die die Eindrücke der Außenwelt übermitteln. Die Bedienung der Steuerorgane der Knüppel- oder Handbrachsteuerung für Höhensteuer und Verwindung wie der mit dem Fuß getretenen Seitensteuerung, erfordert besonderes Feingefühl in bezug auf den Tastsinn und Kraftsinn der Gliedmaßen und ihre Gelenkempfindlichkeit. Auch die Ruhe und Sicherheit der Hand pflegt charakteristisch für die Eignung des Nervensystems zu sein. Wir prüfen diese Fähigkeiten mit besonders gebauten Apparaten, ähnlich wie bei Kraftfahrern, mit Hilfe von bestimmten Apparaten, die jeden kleinen Fehler genau angeben.

Das Ohr wird in der psychotechnischen Prüfung genau auf Unterscheidungsfähigkeit für Motorgeräusche und Propellergeräusche geprüft, weil man beim Fliegen immer wieder darauf angewiesen ist, das Ausgehen der Zündung in einzelnen Zylindern festzustellen und nicht zu überhören. An das Auge werden die gleich hohen Anforderungen gestellt wie an die Sinnestätigkeit des „Gefühlsinnes“. Hier ist insbesondere zu prüfen das Augenmaß, hauptsächlich das räumliche oder Entfernungsschätzen, das bei der sich rasend verringernden Geschwindigkeit der landenden Maschine eine ausschlaggebende Rolle spielt.

Das Vorstellungsleben ist sodann für den Flieger besonders wichtig. Er braucht zunächst eine schnelle, absolut zuverlässige Auffassungs- und Beobachtungsgabe, um in kürzesten Bruchteilen einer Sekunde die jeweilige Situation zu erfassen und darauf zu reagieren. Sein und seiner Fluggäste Leben hängt buchstäblich an seinen Nerven und seinen psychischen Kräften. Der Flieger muß eine „kurze Leitung“ haben (er selbst nennt es treffend „Frühzündung“); er muß mit Gedankenschnelle die Lage beurteilen, ohne sich von ihr innerlich erschüttern zu lassen, er muß im richtigen Moment die richtige und genau abgemessene Reaktion finden. Er darf niemals den Kopf verlieren, niemals aus der Fassung geraten, niemals alles verloren geben. Guter praktisch-technischer Blick, sofortiges Einfühlungsvermögen für die Maschine erleichtern ihm seine Leistung sehr und erhöhen seine Selbstsicherheit. Auch im Laboratorium lassen sich alle diese Eigenschaften, meist experimentell, prüfen. — Das Gefühlsleben spielt beim Flieger eine besondere Rolle. Der gute Flieger ist zwar von geistig lebhafter Art; aber sein Temperament ist nach außen hin ruhig, beherrscht, sicher, abgeklungen, „er hat die Ruhe weg“. Sensitive, leidenschaftliche, reizbare Naturen sind zum Fliegen ungeeignet. Eiserne Ruhe der inneren seelischen Verfassung, Widerstandsfähigkeit gegen plötzliche heftige Schreckreize (Knalle oder Lichtblitze), auch Widerstandsfähigkeit gegen Monotonie (bei langen Flügen), gegen den Lärm, oft unangenehmen Lärm des Motors, Unbeeinflussbarkeit durch gefühlstarke Gefahrreize — all das muß der Flieger in höchstem Maße besitzen. — Eng damit zusammen hängt die Willensbeanspruchung. Er muß unwillkürliche, durch Schreckreize ausgelöste Bewegungen unterdrücken können. Mut, persönlicher Mut, Opfermut, Schmerzüberwindung und andere ethisch-charakterologische Eigenschaften braucht jeder Flieger. — Glücklich der, welcher der „Knochenmühle“ des Arztes und „Hölleammer“ des Psychologen entronnen ist und nun „schulen“ darf, bis eines Tages der erste Alleinflug die ersten Bemühungen krönt. Dann rollt die Maschine zum Startplatz, die Hemmschuhe fliegen zur Seite, die Bahnen werden zusammengebissen, alle Sinne zusammengenommen, dann wird Vollgas gegeben und, von eigener Hand gelenkt, hebt sich leicht und unmerklich die Maschine.

## Flug.

Von Albert Ehrenstein.

Ich flog mit dem Luft-Dansa-Fokker-Flugzeug D 728  
Beschreiben von Stuttgart nach Frankfurt,  
Ich flog mit De-Gm-De-Dornier-Mercur-Flugzeug 585  
Von Frankfurt nach Berlin.  
„Guten Rausch“ wünschte der Flugleiter dem Piloten —  
Ich merkte mir für alle Fälle diesen Abiatter-Gruß.  
Der drollige Luftkater begann laut zu schnurren,  
Die Räder des Heuschreck-Vogels rochhopten über Gras,  
Wie er sich hob.



Der Motor orgelt monoton, vibrierende Fenster:  
Allmächtig der Motor überbrummt alles,  
Auch das Gebrumm der Flugzeugfliegen,  
Nächstens laß ich die Ohren zuhause, man fliegt mit den Augen.  
Klein seh' ich die gelben, braunen, grünen Stoffmuster der  
Neder und Felder.  
Ich schwebe über den zart bewaldeten Bänken der Berge.  
Wer hat die winzige Pflübe gespuckt in die Wiese?  
Den Fischen ist sie wie ein Riesenveltisch,  
Uns aber — weg!

Schon greint ein Friedhof mit seinen Gespenster-Grabsteinen,  
Den starren Etiketten der Toten.  
Der Straßen Serpentinengeschlingel,  
Schlafende Wege und Bäche;  
Verzaubert schleichende Wagen, von gehemnten Krebs-  
Pferden gezogen.  
Abgründe, Felsen, Steinbrüche, Gewässer, Weinberge,  
Weidende Lämmer, Einsiedlerkapellen und Laubenschwärme.  
Tief unten Hügel, der Raben schwarzes Gebügel, tiefer  
schwarzweiße Kinder,  
Neu-rote Dorfbäcker, Fenster der Kartenhäuser aus Treff  
oder Piqué.  
Getreide, zu Mandeln gehäuft. Nebhühnerketten.  
Des Flugzeugs Schatten wolft über den Wiesen,  
Wolken im Bache, Schilfsinseln, Weiden, Sumpfkimpel-  
parzellen.

Schornsteinstumpen und Pappeln —  
Bäume aus der Spielzeugschachtel:  
Das stehengebliebene Meer der Bäume,  
Die grünen Schimmelpilze der seligen Wälder.

Romisch, romisch sind die Lokomotiven von oben.  
Sie nehmen sich wichtig,  
Eingebildet, pakig ein Räuchlein von sich blasend,  
Alle Bewegungsgeräte, Geräte der Urzeit.  
Siehst du, wie die Vergangenheit unter dir kriecht?  
Wie Nebelmeer hängt sie noch zwischen den Bäumen,  
Wo die ruhende Eisenbahnschnecke noch kriecht,  
Wo es nach Automobil noch riecht.  
Und fliegt der Flieger nicht ins Himmelreich,  
Er schwingt sich hoch über das heilige Tannenreich  
In die Zukunft.

## Alle Theater-Anmeldungen.

Nachgerichtet von Lantfred.

„Lassen Sie Feldmarschälle singen!“

Sie war sehr stolz, die berühmte Sängerin Gabrielli, die einst  
in Petersburg Triumphe feierte und sich sonnen konnte in der  
Gunst der Kaiserin Katharina II.

Reicht war es nicht, die berühmte Sängerin an den Peters-  
burger Hof zu bringen.

Man verhandelte. Lange.

Gabrielli forderte für zwei Monate die anständige Summe  
von 5000 Dukaten. Darauf wollte Katharina nicht eingehen.

Sie ließ antworten: „Keiner meiner Feldmar-  
schälle erhält soviel!“ Gabrielli schlagfertig: „Dann mögen  
Ihre Majestät auch die Feldmarschälle singen  
lassen!“

Der Hieb saß. Die 5000 Dukaten wurden bewilligt. Die  
Sängerin feierte Triumphe.

## Napoleon als Theaterdirektor.

Es war in Dresden. Da hörte er Madame Paer, die Prima-  
donna der Dresdener Hofoper. Er war entzückt von ihrem Spiel.  
Von ihrem Gesang.

Da er selbst keine Hofkapelle zusammenstellen wollte, ließ er  
die Sängerin zu sich bitten: „Was erhalten Sie?“ fragte er!

„Eure, 15 000 Franken!“

„Sie erhalten bei mir 30 000 Franken!“

„Monsieur Brizzi, Sie ebenfalls,“ aus war der Gelbentener.  
Der wagte den Einwand: „Majestät, wir sind doch engagiert!“

„Ja, aber bei mir. Sie gehen mit nach Paris. Keine Wider-  
rede. Die diplomatischen Verhandlungen führte Monsieur Talley-  
rand. Das geht ihn an!“

Sprachs und entführte der Dresdener Hofoper die beiden  
besten Künstler. Angetriebene Künstler!

## Schikaneder.

Es ist etwas Schönes, eitel, selbstbewußt zu sein.

So dachte auch Emanuel Schikaneder.

Das war einst ein Schauspieler. Ein Musiker. Ein Dichter.  
Sogar Theaterdirektor war er. Und darauf bildete er sich sehr  
viel ein. Noch mehr aber, daß er ein großer Dichter war.

Wer kennt heute noch den Namen?

Schikaneder?

Und doch, so ganz vergessen ist er nicht, denn er schrieb den  
Text zur „Zauberflöte“. Er studierte auch die Erstauffüh-  
rung ein. Auf seiner Bühne im Freihaus zu Wien. Das war am  
30. September 1791.

D. er tat sich wichtig. Sagte die Schauspieler, die Sänger

durcheinander. Alles war ihm nicht recht. Was waren die Künstler  
fröh, als der Vorhang herunterging, und sie erst waren.

Es war ein Erfolg. Sogar ein großer.

Freunde gratulierten ihm.

Herablassend sagte er: „Ja, ja, die Oper hat gefallen, aber  
sie würde noch viel mehr gefallen haben, wenn mir der Mozart  
nicht so viel daran verpöfcht hätte!“

Sagte und wirft sich in die Brust!

Das war Schikaneder!

## Leipziger Vorstadt-Maschinenball.

Von Rene Voigt.

I.

Vorm kalten Büfett.

Spanierin: Siz äwas Gutes hat! Mir isst ja so heß  
wie in den großen Festen.

Schornsteinfeger: Nu, als Schandherin mußt du doch  
eentlich die Hize gewohnt sind, Bubchen.

Spanierin: Swasle nich, Feiertiebell! Mach dich  
lieber rein in deine Kasse.

Wassire: Noch ä Häbchen Säms uff de Wärschtchen,  
Freilein! Mir gann überhaupt nicht scharf genug sin.

Salimo: Jawoll, un nacherds griechste wieder ä Brand,  
daßde gleich ä halbes Faß Wilsner nunterbietschen mußt. Wis doch  
nur nich so unvernimftich, Baula!

Alter Admer: Gobbderdimnich, Wiräbde, daß ä böhchen  
bäßer uff! De maichst mir ja de ganze Brieche von dein Gel-  
fardin uff de Doga!

Pierrette: Wa, uff de Doga? Was isst das hier ä  
niemodcher Gärberdel, he? Uff de Doga! Aes sowas.

Königin der Nacht: Gamse Majonäße, Freilein?  
Awer geene von vorgästern, freisch muße sin!

Gralsritter: De Gabrillche fängt an, briem im Bagabu-  
Saal!

Alles stürzt, noch laufend und schludend, davon.

II.

Im Separe.

Troubadour: Nu habbsch dich awer fests, mei Weischen.  
Jekt gehste mir nich wieder dorch de Dabben.

Nige: Nu weechte, wenns bruffen gäme, daßch dich ja  
noch verlesen, mei Niggr. Awer de bist nu eenmal mein Digg un  
da bleibsch ähmnd.

Troubadour: Wie findest de denne on Darragona?

Nige: Scheen siehe isser un mir wärd so hübsch getöblich  
brvon.

Troubadour: Gomis, wie miede een das Zeich so nach  
un nach macht. Wennch jekt meine Zudecke hier hätte, schließch  
barduh ein.

Nige: Meenst? Nu so ä gleeues Niderchen wäre eechent-  
lich gar nich zu verachten. 's nimmt een doch mit, drei Masten-  
hülle in eener Woche, mir hat nich mähr die Ausdauer wie beim  
ärchsten Male. Gomm, leech' dein Gobb in mein Schoß, nur  
busseln ä Häbchen.

Das Paar entschnecht sanft bis zum Rehhaus.

## Aus aller Welt.

Ein Sprachgenie. Die Stadt Cleveland im amerikanischen  
Staate Ohio besitz, wie amerikanische Blätter behaupten, den  
sprachkundigsten Mann der Erde. Es ist Mister E. W. Sommer,  
der nicht weniger als 80 Sprachen und Dialekte perfekt spricht und  
versteht. Herr Sommer, der 37 Jahre alt ist und am Kriege als  
Mitglied des amerikanischen Roten Kreuzes teilnahm, spricht alle  
europäischen Sprachen, auch das Russische, sowie alle asiatischen  
und afrikanischen Sprachen und folgende Mundarten: das Afri-  
kanische, das im Malaischen Archipel gesprochen wird, das Gua-  
jarat, ein indisches Platt, das Spatari, ein türkisches Platt usw.  
Herr Sommer benutzt seine Mußezeiten, um sich noch mit einigen  
Mundarten vertraut zu machen, die er noch nicht kennt.

Der Vogel spricht. Entgegen der herkömmlichen Annahme  
vom Singen des Vogels, will Dr. Patterson von der Columbia-  
Universität entdeckt haben, daß zum Beispiel der afrikanische Fink  
über einen Sprachschatz von etwa 300 Worten und ein Alphabet  
von 24 Buchstaben verfügt. An jedem Morgen, nach seinem Er-  
wachen, hält dieser Fink eine Rede von 14 Sekunden mit etwa  
20 Worten, die Anklänge an das Gesträuch haben sollen.

## Fröhliche Ecke.

Versöhnung. Richter: „Ihre Frau ist bereit, Ihnen die Hand  
zur Versöhnung zu reichen. Was haben Sie dazu zu bemerken?“  
— Angeklagter: „Ich nehme die Strafe an!“

Unterricht. „In Afrika gibt es eine Riste, die ist so heiß, daß  
man Eier kochen kann. Wie heißt wohl diese Riste?“ — „Die  
Rochtiste, Herr Lehrer.“

Der zärtliche Nefte. „Denke dir, Hanschen, Onkel Max ist  
unter ein Auto gekommen!“ — „So? Was war's denn für eine  
Marke?“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styr, Pognau.